



Bild: Lorenz Bohlmann

Editorial

Liebe Leser*innen,

als Menschen stehen wir zueinander in Beziehung - in welcher Form auch immer. Der Kapitalismus prägt die Art und die Form des Zusammenseins und wirkt bis in die privatesten Bereiche unseres Lebens. Häufig begegnen wir uns unbewusst schon mit dem Gedanken: Was bringt dieser Kontakt mir gerade? Das macht natürlich etwas damit, wie wir zu anderen Menschen stehen und wie wir Freundschaften und Beziehungen führen. Gerade während Corona denken wir nochmal anders darüber nach, wie und mit wem und wie oft wir in Kontakt zu anderen Menschen treten. Für viele bedeutete das auch, eine "Bilanz" über die eigenen Beziehungen zu ziehen. Können wir als Genoss*innen da raus und anders miteinander umgehen? Was passiert wenn Kinder dazukommen, die das Verhältnis von Politik, Privatleben und Lohnarbeit nochmal komplett durcheinanderwerfen? Und hilft der Begriff der „emotionalen Arbeit“ dabei, die Beziehungen, die wir in dieser Gesellschaft führen, zu verstehen? Mit diesen und mehr Fragen beschäftigen wir uns in der aktuellen aj 3/2021 "Beziehungsweise(n)".

Wir wünschen euch beim Lesen eine gute Zeit und redet doch mit euren Freund*innen und Genoss*innen über diese schöne Ausgabe.

Freundschaft!

Eure aj-Redaktion

Beziehungsweise(n)

02

Genoss*innen
Miriam Bähr

04

Von Kindern und Kadern
Leonie

06

"...Am einfachsten ist es jedoch, unsere Eltern zu fragen"
Interview mit Tina

08

Eine Stunde zuhören? Macht 50 €
Miriam Bähr

10

Hilfe, meine Beziehungen sind verdinglicht!
Jan

12

Polyamorie – (k)ein Emanzipationsversprechen?
Konstantin Nowotny, Mathias Beschorner und Jennifer Stevens

14

Rezension "Beziehungsweise Revolution"
Jan Melor

15

Rosa & Karl 2022 – Endlich wieder gemeinsam in Werftpfuhl

16

Test: Aus welcher Organisation kommt dein*e ideale Partner*in?



Genoss*innen!

Eine besondere Beziehungsweise.

„We've learned the world's divided and we have made a choice“
No going back – Lied der Bergarbeiterfrauen

Bei den Falken bezeichnen wir einander in der Regel als Genoss*innen und meinen damit eine besondere Weise, sich aufeinander zu beziehen. Genoss*innen, das sind diejenigen, die im politischen Kampf auf derselben Seite stehen. Die Kommunistin und Politikwissenschaftlerin Jodi Dean schreibt in ihrem Buch „Genossen!“: „(...) ich begreife den Genossen als Chiffre für das politische Verhältnis von Menschen auf derselben Seite einer politischen Barrikade. (...) Wenn wir siegen wollen, und wir müssen siegen, müssen wir zusammen handeln.“¹

We've learned the world's divided

Diese Definition der Genoss*innenschaft hat eine ganz und gar nicht selbstverständliche Voraussetzung: Das Verständnis von Gesellschaft als Resultat von Konflikten zwischen konkreten Akteur*innen. Akteur*innen, also auch wir als Verband, verfolgen Interessen, entwickeln Strategien, um sie durchzusetzen, schließen Bündnisse, versuchen Diskurse zu lenken und Menschen für ihr Projekt zu gewinnen, kurz: Man tut, was nötig ist, um die eigenen Interessen durchzusetzen. Im Grunde ist diese Aussage banal.

Sie sagt nichts anderes, als dass es Politik gibt. Aber gerade das ist nach Jahrzehnten der neoliberalen Zurichtung absolut keine Selbstverständlichkeit mehr. Neoliberalismus heißt Politikverdrängung. Jodi Dean beschreibt die Entpolitisierung des gesellschaftlichen Lebens als ein Auseinanderfallen in zwei Pole: auf sich selbst zurückgeworfene Individuen auf der einen und unpersönliche, entfernte Systeme, die unveränderbar erscheinen, auf der anderen Seite. In ihren eigenen Worten: „Wir haben verantwortliche Individuen, die verantwortlich gemacht und als Zentren autonomer Entscheidung dargestellt werden; und wir haben Individuen, die mit ausweglosen Situationen konfrontiert sind, auf die sie keinerlei Einfluss haben.“

Auch die gegenwärtige Linke ist durch den Verlust von Politik geprägt. Dean kritisiert, dass die Linke Politik inzwischen mehrheitlich „als bloß diffuses Bewusstsein in Verbindung mit persönlicher Integrität“ versteht. 'Politisch sein' heißt nicht mehr primär, organisiert und im politischen Kampf aktiv zu sein, sondern beschreibt das grobe Gefühl, zu den Guten zu gehören. Dieses Politikverständnis schlägt sich nieder in einer Praxis, deren Horizont das möglichst gute individuelle Verhalten möglichst vieler Menschen ist, in erschreckend feindseligen Reaktionen auf individuelles Fehlverhalten und in den ständigen Spaltungen und Zerwürfnissen innerhalb der Linken (sehr lesenswert dazu ist Mark Fisher's Artikel „Exiting the

Vampire Castle“). In der Konsequenz grassieren Hoffnungslosigkeit und Resignation bis hin zum Zynismus. Im Misstrauen gegen Organisation und, damit zusammenhängend, in der Ablehnung allein der Vorstellung, man könne so etwas wie Macht gewinnen, nimmt die Politikverdrängung bisweilen gar eine affirmative Wende. Jene Teile der Linken verzichten ganz bewusst darauf, sich als politische Akteur*innen zu begreifen und einzumischen. Mit der Perspektive auf Gesellschaft als Konflikt, den es auszutragen und letztendlich zu gewinnen gilt, wird es notwendig, eine Machtbasis aufzubauen - zumindest, wenn wir nicht tatenlos zusehen wollen, wie im Interesse eines Bruchteils der Menschheit der überwiegenden Mehrheit (uns!) das Leben schwer bis unmöglich gemacht wird. Bertolt Brecht hat es vor beinahe 100 Jahren so formuliert: „Es wird kämpfen für die Sache des Feinds / Wer für seine eigene Sache nicht gekämpft hat.“ Um eine Machtbasis aufzubauen, müssen wir viele sein und wir müssen Genoss*innen sein.

Die Genoss*in als Träger*in utopischer Sehnsucht

Dass wir uns zueinander als Genoss*innen verhalten, ist nicht nur die Bedingung dafür, dass wir gewinnen können. Die Beziehungslogik von Genoss*innenschaft steht quer zum feindseligen Individualismus und der allseitigen

Konkurrenz im Kapitalismus und ermöglicht uns im Hier und Jetzt ein Stück 'Gegenwelterfahrung'. So verstanden beschreibt dieser Begriff nicht den Rückzug aus der Gesellschaft, im Gegenteil! Wirklich neue Beziehungsformen lernen wir nur in der praktischen kollektiven Auseinandersetzung mit der Welt.

Die Einsicht, dass wir gewinnen müssen und es nur gemeinsam können, bedeutet, dass jede*r Einzelne von uns ein unmittelbares Interesse daran hat, dass all ihre Genoss*innen so stark und so fähig wie möglich sind. Das ist in einer kapitalistischen Gesellschaft eine äußerst ungewöhnliche Erfahrung. Normalerweise stellen die Stärke und die Fähigkeiten der Anderen eine Bedrohung dar. Sie bedeuten, dass meine beste Freundin Klassenbeste werden wird, dass ein Anderer die Hauptrolle bekommt oder dass meine Konkurrentin eingestellt wird – statt mir. Die Gefühle von Neid, Versagensangst, Wut auf diejenigen, die Erfolg haben, die durch permanente Konkurrenz ausgelösten Minderwertigkeitsgefühle und deren verheerende Auswirkungen auf Beziehungen kennen wir wahrscheinlich alle. Sie sind die unvermeidbare Folge des Verhältnisses, in das der Kapitalismus Menschen zueinander setzt. Die Ausrichtung auf ein gemeinsames Ziel – den Sozialismus – eröffnet den Raum für neue Gefühle. Die gelungene Rede einer Genoss*in, der überzeugende Artikel oder der gute Auftritt auf einem Podium werden genauso gut zu meinem Erfolg,

wie zu dem ihren. Darüber hinaus darf ich davon ausgehen und auch einfordern, dass meine Genoss*innen mich von einem Vorsprung in irgendeiner Fähigkeit profitieren lassen, statt ihn gegen mich auszuspielen. Andersherum habe ich die Verantwortung das, was ich kann, meinen Genoss*innen zur Verfügung zu stellen.

We have made a choice

Als Genoss*in trage ich Verantwortung und kann zur Verantwortung gezogen werden – auch das ist eine für Menschen im Kapitalismus ungewöhnliche Erfahrung. Verantwortung erleben die meisten Menschen im kapitalistischen Alltag vor allem als Zumutung: Man wird 'verantwortlich gemacht', und zwar im Sinne eines 'Selberschuld!' für die eigene Klassenposition. Wo doch einmal verlangt wird, Verantwortung zu übernehmen, geschieht das unter den Vorzeichen von Ungleichheit und Zwang. Vor allem an Frauen² wird ständig herangetragen, die Verantwortung für eine angenehme Atmosphäre in Gruppen oder das physische und psychische Wohlergehen insbesondere von Männern oder Kindern zu übernehmen.

Dass Menschen es in dieser Gesellschaft daher von sich aus wenig verlockend finden, Verantwortung füreinander und für das Gelingen einer gemeinsamen Sache zu tragen, ist wenig verwunderlich. Es ist sehr schwer, atomisierte Individuen, die gelernt haben, sich durchzumogeln, dazu zu bewegen, sich mit allem, was sie haben, einem Projekt zu verschreiben, das nur zusammen gelingen kann. Die Entscheidung ist beängstigend. Sie bedeutet, sich in wechselseitige Abhängigkeit zu begeben und das

mit Leuten, die man in der Mehrheit gar nicht kennt. Wenn wir uns darauf einlassen, Genoss*innen zu sein, gehen wir damit das Risiko ein, hängen gelassen zu werden. Andersherum erlangen unsere Lebensentscheidungen Auswirkungen auf unsere Genoss*innen. Wenn wir uns aus der Affäre ziehen wollen oder auch nur einen Fehler gemacht haben, können wir dafür zur Verantwortung gezogen werden. Aber gerade weil alles in der Gesellschaft uns in die andere Richtung drängt, ist die Entscheidung, uns einzulassen, so wertvoll. Wir können durch die Beziehung der Genoss*innenschaft nämlich auch all das gewinnen, woran es uns in unserem Alltag mangelt: Nicht nur eine verlässliche Gemeinschaft, sondern auch echte Individualität, weil wir mit unseren diversen Erfahrungen, Fähigkeiten und Entscheidungen vorkommen dürfen (und müssen!) ohne damit im selben Moment unser Umfeld zu bedrohen. Und nicht nur das: Erst durch die Beziehungen in der Gruppe erfahren wir uns selbst in lebendiger Differenz zu den Anderen als Individuum. Anders, als es uns neoliberale Ideologie glauben machen will, brauchen wir die Anderen, um wir selbst sein zu können.

Wie wir die Entscheidung treffen (und wir werden sie immer wieder neu treffen müssen), ist letztlich uns selbst überlassen. Es gibt Gründe, sich dagegen zu entscheiden, den Kampf mit der Welt, so wie sie ist, aufzunehmen. Die Gründe dafür sind unendlich viel besser.

Miriam Bähr
KV Bremen



¹ Ich halte „Genossen!“ für ein lesenswertes Buch, widerspreche Dean jedoch in entscheidenden Punkten. Sie ist beispielsweise der Auffassung, „individuelle Differenz“ sei ein „Hirngespinnst“ das es hinter sich zu lassen gelte, wolle man sich als Genoss*innen zueinander verhalten. Ich meine, dass wir ganz im Gegenteil erst durch die intensivierten und veränderten Beziehungen zueinander als Genoss*innen unsere Individualität voll erfahren können.

² 'Frau' wird hier als gesellschaftliche Position verstanden, nicht als Identität. Das bedeutet, auch wenn du dich nicht als Frau verstehst, kannst du, z.B. durch Sozialisierung oder dadurch, wie du von anderen wahrgenommen wirst, eine Frauenrolle annehmen oder in sie gedrängt werden.

Von Kindern und Kadern

„Naja, Leo mal ganz ehrlich: linker Kader sein und Kinder haben, das schließt sich einfach aus. Außer vielleicht die Falken machen bei jedem Treffen Kinderbetreuung.“ Dieser Satz fiel beim Cornern mit Nicht-Falken-Genossen*innen. Zunächst irritierte er mich, aber natürlich hatte ich nicht die schlagfertige Antwort parat, die ich ihm gerne entgegengebracht hätte. Dennoch regte er mich nachhaltig zum Nachdenken an. Wie strukturieren wir eigentlich unsere politischen und privaten Räume? Welche Bedeutung haben Kinder in unserer Gesellschaft?

Als Materialist*in schaut mensch sich in diesem Fall natürlich die materiellen Bedingungen an, unter denen Menschen versuchen, ein politisches Familiendasein zu führen. Hierbei kann der neoliberale Umbau von (Sozial-)Staat und Ökonomie nicht umschiff werden. Bezeichnend für ihn ist unter anderem die Ablehnung kollektivistischer Wirtschafts- und Gesellschaftsformen. Auch wenn in die Verbreitung der neoliberalen Ideologieströmungen viel Arbeit gesteckt wurde und wird, sind es meines Erachtens vor allem die realen Konsequenzen neoliberaler Politik und Marktwirtschaft, die einen erheblichen Einfluss auf das (Sozial-) Leben der Menschen haben.

Freiheit durch Autonomie, Stillstand durch Abhängigkeit

In der neoliberalen Marktwirtschaft in einer globalisierten Konkurrenzsituation wird Flexibilität zum Erfolgsgaranten. Das Unternehmen muss flexibel auf die Veränderungen und die sich rasant entwickelnden Ansprüche des Marktes reagieren. Dies hat zur Folge, dass die Strukturen der Arbeitsplätze sich verändern. Die Arbeitsplatzmobilität, also die Anstrengung den eigenen Arbeitsplatz zu erreichen, hat sich für einen Großteil der Bevölkerung massiv verändert. Lange Arbeitswege, Zweithaushalte mit wochenendlichem Pendeln oder der Umzug in eine neue Stadt, sind längst nicht mehr die Ausnahme. Ungebundenheit wird belohnt.

Hinzu kommt das Postulat des lebenslangen Lernens. Eine Ausbildung zu machen, in den Ausbildungsbetrieb übernommen zu werden und dort ein Leben lang zu arbeiten, und zwar mit der Chance innerhalb des Unternehmens aufzusteigen, ist inzwischen eine Seltenheit. Stillstand ist der größte Feind des Unternehmens. Mit der Flexibilisierung der Arbeitsbedingungen steigt der Leistungsdruck. Arbeiter*innen sind zu Unternehmer*innen der eigenen Arbeitskraft geworden. Sie müssen sich, ähnlich der Entwicklung eines Unternehmens, ständig in Bewegung befinden: sich weiterbilden, Engage-

ment zeigen, Zusatzkompetenzen erwerben, etc. Dies gilt längst nicht mehr nur für Arbeitsplätze der gehobenen Mittelschicht. Besonders Sozialhilfe-Empfänger*innen werden durch den sogenannten Ansatz des „Förderns und Forderns“ in genau diese Dynamik gezwungen.

Natürlich schlägt sich dies in unserer Subjektwerdung, also dem Prozess, in welchem sich der Mensch zu einem sich-selbst-bewussten und aktiven Wesen wird, nieder. Diese Internalisierung, oder Übernahme der Werte von Selbstoptimierung und Autonomie, beschränkt sich durchaus nicht mehr auf die Bereiche des wirtschaftlichen Lebens. Die Sphäre des Privaten folgt nun zwei diametral entgegengesetzten Logiken. Auf der einen Seite lassen sich marktwirtschaftliche Prämissen hier wiederfinden. Konkurrenzdenken, Selbstoptimierungstendenzen, ein schlechtes Gewissen nach einem Tag auf der Couch bis hin zu Versagensängsten ohne objektive Grundlage kennen wir bestimmt alle. Auf der anderen Seite soll eben die Reproduktionssphäre das genaue Gegenteil sein. Es sollen Weichheit, Wärme und Fürsorge regieren, um die Kälte und Härte des Lohnarbeitsdaseins zu lindern und um als menschliches Wesen nicht ganz zugrunde zu gehen. Es muss ja auch weiter produziert und gedientleistet werden.

Dauerhafte Beziehungen freundschaftlicher, familiärer oder romantischer Art werden angegriffen von einem Außen. Hierzu zählen beispielsweise Umzüge (zu Karrierezwecken), Zeitmangel (Lohnarbeit frisst den Großteil des Tages) und Kräfte nachlass (nach acht Stunden Lohnarbeit fällt es trotz Interesse oft schwer ein*e gute*r Zuhörer*in zu sein). Außerdem werden sie von internalisiertem Selbstoptimierungs- und Autonomiestreben angegriffen.

„He, Entschuldigen Sie, Sie haben mein Gruppenkind überrannt“

Nun zu den Kindern. Kinder passen hier nicht rein. Also so gar nicht. Die Zeitlogik des Neoliberalismus widerstrebt der Zeitlogik, die Kindererziehung vorgibt. Um das zu erfahren muss mensch nur einmal mit Kleinkindern am Bahnhof unterwegs sein: die werden überrannt-ehrllich, ich habs ausprobiert. Kinder verlangsamen und behindern die Karriere der Elternteile - zumeist

die der Mutter. Kinder sind nicht von Geburt an in die Verwertungslogik und Rationalität eingespart, auch wenn das mit zunehmender Schulzeit staatlich schwer bearbeitet wird. Eltern wird es in dieser Gesellschaft so schwer gemacht, dass es manchmal zum verzweifeln ist. Eltern aus linken Kontexten erhoffen sich deshalb logischerweise meist Unterstützung, den Ansatz einer kollektivistischen Erziehung in einem gemeinschaftlichen Rahmen, in dem sie und ihre Kinder gesehen und ernst genommen werden. Häufig, und dazu gibt es allein in meinem Umfeld wirklich viele Beispiele, funktioniert dies aber nicht. Politisch gestaltete Lebens- und Kampfräume, also Wohngemeinschaften, linke Gruppen und Organisationen scheitern sehr oft daran, Eltern weiter zu integrieren. Dies hat sicherlich verschiedene Gründe. Einer mag sein, dass auch manche Linke nicht vor der Illusion des neoliberalen Glücksversprechens der Freiheit in Autonomie und Ungebundenheit gefeit sind. Ein anderer vielleicht, dass Kinder schwere Fragen stellen, auf die es schwer fällt einfache Antworten zu finden, gerade politisch. Außerdem treffen die oben beschriebenen Arbeits- und Lebensbedingungen natürlich auch Personen aus linken Strukturen. Dass Politik Mehrarbeit bedeutet, hält Linke normalerweise jedoch auch nicht davon ab, politische Arbeit zu verrichten, Räume diskriminierungsfrei zu gestalten oder in Theorie und Praxis gegen Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Beim Thema Kinderkriegen scheint hierfür jedoch keine Notwendigkeit gesehen zu werden. Die Abwendung von Kindern und Eltern führt dabei zu einer doppelten Enttäuschung der Betroffenen. Erstens wollten die meisten ja gerade nicht ins Private, ins bürgerliche Kleinfamilienleben, gedrängt werden, mit dem sie sich dann konfrontiert sehen, da ihnen bewusst ist, dass hier das Glück nicht zu finden ist. Sie wissen, dass eine Partnerschaft eben nicht die Verletzungen dieser Gesellschaft auflösen kann. Alleinerziehende Elternteile, meistens Mütter, sehen sich mit einer ausgeprägten Einsamkeit konfrontiert und müssen faktisch mehr leisten als möglich. Der zweite Grund ist, dass die Existenz von Kindern die Kälte der kapitalistischen Gesellschaft noch einmal verschärft. Ein Job-Verlust, die Angst davor oder ein niedriger Lohn sind belastender, wenn man Kinder mit zu versorgen hat. Die Wut gegen diese Gesellschaft wächst. Aber wohin mit ihr, wenn man mit Kind „nicht mehr linker Kader sein kann“?



Natürlich liegt die Grundproblematik, wie schon beschrieben, in der kapitalistischen und patriarchalen Verfassung dieser Gesellschaft und die logische Konsequenz ist die Abschaffung dieser.

Solange aber dies nicht geschafft ist, lohnt es sich in den eigenen Strukturen ein Umfeld zu schaffen das Eltern, besonders Mütter, entlastet und Kinder akzeptiert. Hieraus leitet sich für eine progressive Bewegung ein politischer Auftrag ab. Es gilt diesen Auftrag anzunehmen und solidarische Strukturen zu schaffen, in denen politische Organisation von Eltern und Kindern möglich wird und eine kollektive Verantwortungsübernahme angestrebt wird. Es gilt außerdem, das Glücksversprechen durch Unabhängigkeit und Verantwortungsabgabe als individualisierend zu entlarven. Wir als Falken, die viel Erfahrung in der politischen Arbeit mit Kindern haben, können damit beginnen anderen Genoss*innen nahe zu bringen, dass Kinder als (politische) Subjekte betrachtet werden sollten, dass es sich lohnt ihnen zuzuhören und dass es einen Gewinn bedeuten kann, im privaten sowie im politischen Leben. Natürlich sind Kinder manchmal anstrengend, aber ganz ehrlich, Erwachsene sind das auch. Kinder bedürfen besonderer Rücksicht, dafür vermögen sie es auch manchmal, die eigenen Sorgen und Ängste in den Hintergrund treten zu lassen. Eine Offenheit für Kinder im eigenen Umfeld ist nicht nur Kindern und ihren Eltern gegenüber fair, sondern schließt an ein kollektivistisches Grundprinzip an, mit welchem wir den neoliberalen Entwicklungen wirklich etwas entgegenzusetzen haben. Wenn sich eine Frau dazu entschieden hat ein Kind zu bekommen, soll sie nicht die Erfahrung machen, aufgrund dieser Entscheidung aus politischen Kontexten ausgeschlossen zu werden.

Des Weiteren können wir unsere politischen Gruppen so strukturieren, dass ein Kind nicht die Organisation verhindert und unsere Praxis beweist, dass auch Kinder sich organisieren können. Wir haben Genoss*innen bei uns, die Eltern sind. So eine Struktur zu schaffen kann verschieden aussehen. Es muss beispielsweise in Ordnung sein, dass Eltern nicht zu jedem Treffen kommen können. Schon Kleinkinder können in unsere Zeltlager integriert werden, wenn die Eltern als Helfis mitfahren möchten. Eltern können Freiräume geschaffen werden, damit sie sich auch weiter politisch bilden und organisieren können oder um einfach mal durchzuschlafen. Wir als Falken Nürnberg sind uns auch überhaupt nicht zu schade bei linken Veranstaltungen wie der linken Literaturmesse oder der FLINTA-only Party am 8. März eine Kinderbetreuung anzubieten. Diese ist aber auch mit politischer Bildung verbunden. Ein reines Abschieben der Erziehungsarbeit als Teil der Reproduktionsarbeit, in dem Sinne, dass andere dann die „wirkliche politische Arbeit“ tun können, halten wir für unangemessen. Die Frauen zugewiesene Reproduktionsarbeit erfährt hierdurch, wie in der bürgerlichen Gesellschaft üblich, eine Abwertung. Wir wissen, dass Kinder sich für politische Themen interessieren und haben jahrzehntelange Erfahrung darin, wie man politische Themen kindgerecht aufbereitet. Wir wissen, dass es eine revolutionäre Tat ist, Kindern Bedeutung zuzumessen, ihnen Gehör zu verschaffen und ihnen zu helfen, ihre gesellschaftliche Kritik zu formulieren. Also: Natürlich können Eltern politische Kader sein, wenn man sie denn lässt.

Leonie
UB Nürnberg

Quellen:

Adamczak, B. (2013): Beziehungsweise. Liebe und Kapital

Klinger, C. (2018): The Selfie- oder das überforderte Subjekt. In: Thomas Fuchs, Lukas Iwer und Stefano Micali (Hg.): Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft.

Ptak, Ralf (2008): Grundlagen des Neoliberalismus. In: Christoph Butterwege, Bettina Lösch und Ralf Ptak (Hg.): Kritik des Neoliberalismus

Schneider, N.; Ruckdeschel, K. (2002): Mobil, flexibel, gebunden: Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft



“...am einfachsten ist es jedoch, unsere Eltern zu fragen”

Ein Interview mit Tina aus Leipzig über die Vereinbarkeit von Familie und Politik

Für viele ist der Beginn des Jobs oder die Geburt des ersten Kindes das Ende der politischen Aktivität. Wie war das denn bei dir? Was hast du bei Falken vor der Geburt deines Kind gemacht und konntest du das nach seiner Geburt weitermachen?

Ich wurde mit 29 Jahren schwanger. Kurz vor dem positiven Test beschloss ich aber ohnehin, mein Ehrenamt bei den Falken zu reduzieren, aufgrund von Lohnarbeit und wegen des Masterstudiums. Ich fuhr also das letzte Mal mit ins Sommercamp und legte die Vorstandsarbeit auf Landesebene nieder. Seit der Geburt unseres

Kindes waren mein Freund und ich erstmal nur noch zu Besuch auf Falken-Veranstaltungen. Die Besuche bei Landeskonferenzen oder Falkencamps waren immer sehr herzlich. Ich war zehn Jahre im KV Leipzig und im LV Sachsen aktiv. Die Falken waren also nicht nur Genoss*innen, sondern auch meine Freund*innen. Deswegen hab ich den Kontakt auch nicht verloren, sondern lediglich den Aktivismus runter gefahren. Meine Erfahrung ist, dass die Falken ein sehr kinderfreundlicher Kreis sind. Aus anderen linken Kontexten haben sich Freund*innen relativ schnell von uns abgewandt.

Haben andere Leute in eurem Bekanntenkreis zu einer ähnlichen Zeit auch Kinder bekommen? Organisiert ihr den Alltag mit ihnen zusammen?

Eine sehr gute Genossin hat ein dreiviertel Jahr vor uns ein Baby bekommen. Wir wohnen nicht zusammen, aber wir teilen sehr viel Zeit miteinander, unterstützen uns und tauschen uns aus. Wir haben einen Gemeinschaftsgarten mit der Genossin und deren Familie sowie zwei weiteren Familien, in dem unsere Kinder (insgesamt fünf) viel Zeit miteinander verbringen. Wir wohnen allerdings in einer 3-Raum-Wohnung und sind dort zu dritt. Der Alltag neben der Lohn-

arbeit (wir arbeiten beide) und der Kindererziehung ist manchmal hart. Der Haushalt bleibt öfter liegen und die To-Do-Liste an Dingen, die man gerne mal machen möchte oder machen muss, wird eher länger statt kürzer.

Gibt es Sachen, die dir/euch in eurem Eltern-Alltag geholfen haben, die ihr nicht hättet, wenn ihr nicht bei den Falken organisiert wärt? Macht es beispielsweise einen Unterschied, Freund*innen nach Hilfe zu fragen oder Genoss*innen? Oder mit anderen Worten: Stehen politische Organisation und Organisation des Alltags nach deinem Erleben eher unverbunden nebeneinander oder verändert sich die Organisation des Alltags durch die politische Aktivität hin zu einer kollektiveren Art und Weise?

Wir sind zwar nicht mehr bei den Falken aktiv, dafür organisieren wir uns seit Kurzem beide in Erwachsenenstrukturen, in denen wir viele Altfalken wieder treffen, welche ebenfalls Kinder haben und/oder arbeiten und einfach nicht mehr die Zeit haben, wie früher. Diese Wochen oder Wochenenden im Jahr genieße ich sehr, da sie eine gute Mischung aus politischem Austausch, sozialen Beziehungen, Selbstorganisation und Erholung vom Alltag sind. Unser Kind fühlt sich in den Strukturen auch wohl und hat zu

vielen Genoss*innen eine gute Beziehung. Wenn wir Hilfe brauchen, unterstützen uns Genoss*innen und Freund*innen gleichermaßen je nach ihren zeitlichen Ressourcen und Möglichkeiten. Am einfachsten ist es jedoch, unsere Eltern zu fragen. Sie sind seit unserem Kind wieder mehr Alltag in unserem Leben und sie sehen sich sehr in der Verantwortung. Grundsätzlich, würde ich sagen, hat sich das Leben komplett verändert. Sich politisch zu organisieren ist nur noch punktuell möglich. Das kann sich aber auch nochmal ändern, wenn unser Kind älter ist, Corona vorbei ist und dann wieder mehr Kontakt möglich ist. Die Pandemie hat uns auf jeden Fall mehr vereinzelt. Allerdings gab es auch positive Zeiten während Corona. Durch die Digitalisierung konnte ich politischen Veranstaltungen von zu Hause aus folgen. Dadurch konnte ich an mehr Veranstaltungen als vorher teilnehmen. Durch die jahrelange politische Arbeit bei den Falken haben wir einen großen Kreis an Menschen, die uns punktuell unterstützen und zu denen wir immer wieder, auch mit größeren Pausen, kommen können und bei denen wir uns alle drei sehr wohl fühlen. Bei der Organisation des Alltags sind wir auf uns gestellt und in unserer Freizeit organisieren wir uns in der Gartengemeinschaft, wie anfangs beschrieben, wo wir uns austauschen, gemeinsam essen, gemeinsam erziehen und vor

allem gemeinsam entspannen. Das geht aber leider nur im Frühling, Sommer und Herbst.

Wenn du wieder politisch aktiv werden würdest, was würdest du dir von deinen Genoss*innen und den Strukturen wünschen und was würdest du brauchen?

Um wieder so aktiv wie vorher zu werden, bräuchte ich mehr aktive Unterstützung im Alltag. Die Traumvorstellung wäre für mich ein Falken Hausprojekt. Darüber hinaus bräuchte es Nestfalkenstrukturen. Ich bin nicht selten traurig, dass ich die letzten 3 Jahre nicht mit ins Sommercamp fahren konnte und somit meine Gruppe, die ich 9 Jahre lang begleitet habe, abgeben musste. Wenn es dort eine Nestfalkenstruktur/Kleinkindgruppe geben würde, wäre es für mich wieder möglich mitzufahren. Das wäre vor allem dann attraktiv, wenn noch andere Genoss*innen mit ihren kleinen Kindern mitkommen würden. Das Konzept kann man auch gut auf andere Falkenveranstaltungen übertragen. Das würde zwar noch nicht bedeuten, dass ich politisch wieder so aktiv werden könnte wie früher, da ich auch Erholungswochenenden brauche, aber es wäre auf jeden Fall wieder ein Stück mehr wie früher.

Die Fragen stellte Jan, LV Thüringen



Bild: Mona Schäfer

In eigener Sache

Wird es eigentlich nur langweilig, wenn Sozialwissenschaftler*innen anfangen zu dozieren oder wird es dann schnell sogar grundsätzlich falsch? Diese und viele weitere Fragen wollen wir uns in der nächsten Ausgabe der AJ zum Thema “Bildung” stellen (und natürlich auch beantworten). Dass Schule und Uni ganz schön nerven können, ist hinlänglich bekannt - aber was bedeutet es für uns als Falken, dass sie selbst nach den Maßstäben dieser Gesellschaft so erschreckend schlecht funktionieren, dass bspw. auch nach mind. 9 Jahren Schule viele Jugendliche noch nicht richtig lesen und schreiben können? Und wie sähe die Schule im Sozialismus wohl aus? Und wenn wir uns (auch) als Bildungsverband verstehen: Müssen wir korrigieren, was Schule und Uni nicht hinbekommen?

Wir freuen uns auf eure Antworten auf diese oder ganz andere Fragen. Einsendeschluss ist der 30. Januar 2022. Meldet euch auch gerne, auch wenn ihr nur eine Artikelidee habt und nicht wisst, wie ihr einen Artikel daraus machen könnt oder noch gar keine Idee habt, aber gerne etwas schreiben wollt unter aj-redaktion@wir-falken.de.

Übrigens: Ihr könnt euch unter www.wir-falken.de für den kostenlosen Versand der AJ anmelden!

Eine Stunde Zuhören? Macht 50 €

Warum uns der Begriff der Emotionalen Arbeit nicht weiterbringt

Schon länger höre ich den Begriff 'Emotionale Arbeit' oder Abwandlungen davon von Genossinnen und Freundinnen. Sie verwenden ihn beispielsweise, um Aufgaben zu beschreiben, die sie unausgesprochen in Gruppensituationen übernehmen oder um zu erklären, warum sie ihr Privatleben als auslaugend empfinden. In den USA kursiert der Begriff 'emotional labor' schon länger in Artikeln, Blogbeiträgen und Kommentarspalten. Dort wird er verwendet, um eine recht weite Bandbreite an Aufgaben zu beschreiben, die Frauen übernehmen: Rat geben, Trost spenden, zuhören, Andere umsorgen und ihnen Aufmerksamkeit schenken, aber auch Geburtstage im Kopf haben, Putzkräfte auswählen und einstellen oder das Haustier einschläfern lassen. Auch Sex wird in einigen Kommentarspalten unter Emotionale Arbeit gefasst. Die Autorinnen problematisieren, dass Frauen die oben genannten Dinge - in den aufgeführten Beispielen nahezu ausschließlich für Männer - tun, ohne dafür wertgeschätzt zu werden oder Vergleichbares zurückzubekommen. Der Begriff 'emotional labor' soll zunächst dazu dienen, dies wahrnehmbar und

verhandelbar zu machen. Einige Autorinnen stellen die zugespitzte Forderung nach Bezahlung für Emotionale Arbeit. Ein Beispiel von der feministischen Webseite 'The Toast': „Es mag kontraintuitiv sein, aber es lohnt sich, Emotionale Arbeit als Dienstleistung zu betrachten - eine, die in Reaktion auf konstante Nachfrage angeboten wird. Was auch immer du vom Kapitalismus hältst, wir baden darin, und nach seinen eigenen Regeln sollten wir für eine Arbeit, die stark nachgefragt ist, vergütet werden.“

Ich will nicht leugnen, dass vor allem in vielen Beziehungen zwischen Männern und Frauen ein Ungleichgewicht besteht, in dem Sinne, dass typischerweise die Frau für die Aufrechterhaltung des körperlichen und psychischen Wohlergehens des Gegenübers oder auch der Gruppe oder Familie sorgt. Ich meine aber, dass der Begriff 'Emotionale Arbeit' und die damit verbundene Perspektive nicht die geeigneten Werkzeuge sind, um Beziehungen zu verbessern. Ausklammern will ich an dieser Stelle das, was meiner Meinung nach mit 'Mental Load' besser bezeichnet ist: salopp ausgedrückt das 'Dinge auf dem Schirm haben', also die Geburtstage oder das

Einstellen der Putzkräfte (ohnehin nur für einen Bruchteil von Frauen eine relevante Frage)

Kontaktstörung

All jene Handlungen, die unmittelbar zum Führen von Beziehungen gehören, entziehen sich ihrem Wesen nach der Logik von Lohnarbeit. Trösten, zuhören und Sex haben funktionieren nicht wirklich als Austausch (ich gebe eine Stunde Zuhören und bekomme dafür eine zurück, ansonsten kannst du mir auch 50 € geben oder morgen Abendessen kochen) - zumindest nicht, ohne ihr Potential einzubüßen. Ihre Logik ist vielmehr die des Geschenks, das nur freiwillig und mit innerer Beteiligung gegeben werden kann. Kann irgendjemand echte Erleichterung empfinden, wenn er von einer nahestehenden Person getröstet wird, die das Trösten als Arbeit begreift? Vorausgesetzt, dass ich mich auf mein Gegenüber wirklich einlassen möchte, ich neugierig darauf bin, es kennenzulernen, ihm gegenüber Zärtlichkeit empfinde etc. wird das Verhältnis von Geben und Nehmen außerdem nie eindeutig sein. Schenkt die Person, die sich anvertraut oder die, die zuhört? Schenkt die Person, die der anderen einen Schmerz oder eine Verletzung zeigt oder die, die ihn annimmt? Das bedeutet nicht, dass es immer eine Freude ist, oder sein sollte, mit der Traurigkeit oder Ratlosigkeit einer geliebten Person konfrontiert zu sein. Natürlich ist es belastend, es kann weh tun und es kann auch anstrengend sein. Aber Beziehungen wachsen, wenn man sich einander zeigt und das ist am Ende des Tages eine gute Sache.

Wenn wir die Interaktionen, die unter Emotionale Arbeit gefasst werden, so verstehen, weist der Mangel an Sichtbarkeit und Wertschätzung, den viele Frauen feststellen, auf einen viel grundsätzlicheren Mangel an Beziehung und Kontakt hin. Die eigentliche Frage wäre also, warum das so ist und warum so viele Frauen es offenbar als Arbeit empfinden, (Liebes-)Beziehungen zu führen.

Fake it till you feel it

Im 19. Jh. verfestigte sich in Europa die Annahme, es gäbe einen spezifisch weiblichen Geschlechtscharakter. Die Arbeitsteilung

zwischen den Geschlechtern, die der Frau die Reproduktionsarbeit zuweist, wurde unterfüttert indem quasi jeder Aufgabe eine naturgegebene Charaktereigenschaft zugeordnet wurde. Frauen sollen Kinder versorgen? Prima, dann sagen wir doch, sie seien von Natur aus äußerst fürsorglich. Damit einher ging die Erwartung an eine bestimmte (emotionale) Haltung der Frauen ihren Aufgaben gegenüber. Es reichte nicht länger, das Baby zu wickeln, frau musste es als Erfüllung ihrer Natur erleben, das Baby zu wickeln. Auf diese Weise wurden Frauen von ihren echten Gefühlen entfremdet und dazu gedrängt, einen bestimmten, erwarteten Gefühlsausdruck zu zeigen. Einige mögen so weit gegangen sein, bestimmte Gefühle in sich erzeugen zu wollen - um keine Rabenmutter, Bestie, Eiskönigin zu sein.

Wenn man sich - knapp 200 Jahre später - die unzähligen Beiträge zu Emotionaler Arbeit im Internet gründlich durchliest, fällt auf: die Dinge, die Frauen da (meist für Männer) tun, tun sie ohne Freude, ja sogar gegen innere Widerstände. They fake. Jess Zimmermann präsentiert eine hypothetische Preisliste: „So tun, als fände ich dich faszinierend: 100 \$, dein Ego streicheln, damit du nicht sauer wirst: 150 \$, dir Feminismus auf Anfängerlevel erklären, als wärst du fünf Jahre alt: 300 \$.“ Eine Kommentatorin listet die Erwartungen auf, die an Frauen gestellt werden, wenn es um Sex geht: „Die Erwartung, dass Frauen den Orgasmus faken (ansonsten werden sich die Männer schlecht fühlen, weil sie nicht gut genug performt haben), dass wir immer Sex haben sollen, auch wenn wir nicht wollen, dass wir unsere sexuellen Begehren als selbstsüchtig verleugnen.“ Offenbar können oder dürfen diese Frauen in den Beziehungen, die sie führen, nicht einfach sie selbst sein.

Wenn wir also davon ausgehen können, dass Mädchen noch immer dahingehend emotional geprägt werden, ihre echten Gefühle zu regulieren um einen bestimmten, erwarteten Gefühlsausdruck zu zeigen, wird klar, warum sie als Erwachsene keine erfüllten Beziehungen (zu Männern) führen können.

Kein Mensch kann immer liebevoll, zugewandt und einfühlsam sein und Frauen werden es noch viel weniger authentisch sein können, wenn sie tief verinnerlicht haben, dass diese Gefühle und Einstellungen anderen Menschen gegenüber zu

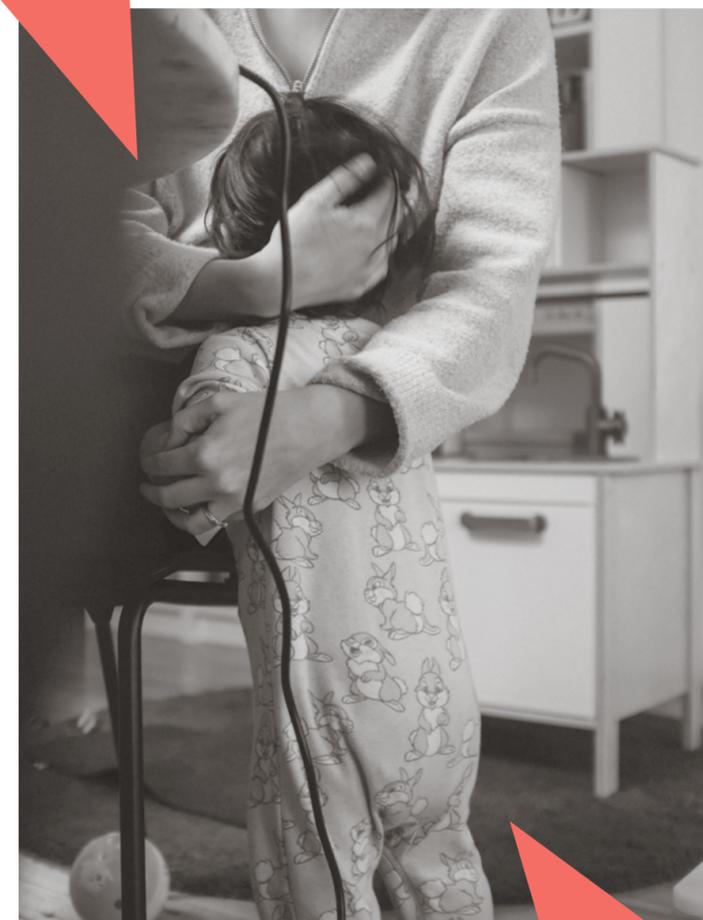
ihren Aufgaben gehören. Liebe und Zuwendung funktionieren nicht als Auftrag.

Sei ein Gefäß!

Ein weiterer Aspekt, der in den Beiträgen zu Emotionaler Arbeit von Frauen für Männer auffällt, ist, dass alle genannten Handlungen (beraten, trösten, umsorgen, zuhören...), wenn sie auf Dauer einseitig bleiben, die Frau als Subjekt aus der Beziehung heraushalten. Ihr Gegenüber bringt sich selbst, mit seinen Erlebnissen, seinen Hoffnungen, Wünschen und Ängsten, in die Interaktion ein, während sie aufnimmt, was von ihm kommt. Hat sie denn keine Pläne und Abenteuer, in denen sie sich investiert und von deren Anstrengung sie sich in den liebevollen Armen eines anderen Menschen erholen muss? Braucht sie keinen Rat zur Erfüllung einer schwierigen Aufgabe? Warum hat sie nichts zu erzählen? Die Frage ist, ob es zur Wiederherstellung des Gleichgewichts reicht, die Männer dazu aufzufordern ihren Teil dazu zu tun. Vielleicht ist das größere Problem in vielen Beziehungen nicht, dass das männliche Gegenüber nicht Willens ist, zuzuhören, sondern, dass die Frau nichts zu erzählen hat - nicht, weil sie von Natur aus uninteressant wäre, sondern weil sie weitaus weniger selbstverständlich dazu erzogen und als Erwachsene dazu angehalten wird, sich für die Welt zu interessieren und sich aktiv in deren Gestaltung einzumischen, als Jungen und Männer. Mal subtiler, mal weniger subtil aus dem Entscheiden, Gestalten und Lenken herausgehalten, fehlen ihr die Betätigungsfelder, um sich als Subjekt zu konstituieren. Wenn frau nicht weiß, wer sie ist, findet sie es unter Umständen einfacher, sich ganz auf ihr Gegenüber einzuschwingen. Damit zusammenhängend gehören die unter Emotionale Arbeit gefassten Handlungen wohl oft zu denjenigen, mit denen Frauen sich sicher fühlen. Auch das macht es leichter, bei ihnen zu bleiben (und im zweiten Schritt Anerkennung dafür zu fordern), als sich auf das unsichere Terrain z.B. der Politik oder des künstlerischen Schaffens zu begeben, für dessen Herausforderungen Frauen nur unzulänglich vorbereitet wurden und auf dem sie zu allem Überfluss aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht als Gleiche empfangen und akzeptiert werden.

Auf Augenhöhe

Genau das ist es aber, was wir als Feministinnen in den Fokus unserer



Bemühungen stellen sollten. Weder für uns, noch für Beziehungen ist etwas gewonnen, wenn wir fordern, dass Zuhören etc. als Emotionale Arbeit anerkannt werden und wir uns in endlosen Verhandlungen darüber aufhalten, ob sie in unseren Beziehungen gleich verteilt ist. Wollen wir wirklich Beziehungen führen, in denen wir am Ende des Tages aufs Emotionale-Arbeit-Konto schauen, um zu checken, ob die Balance stimmt? Stattdessen sollten wir (als Falken: weiterhin) ein Gegengewicht in der geschlechtsbezogenen Erziehung schaffen, indem wir Mädchen vermitteln, dass sie sie selbst sein dürfen und Jungen, dass sie gefühlvoll und empathisch sein dürfen. Wir sollten als Frauen in und mit der sozialistischen Bewegung Plätze erobern, auf denen wir Verantwortung tragen, Richtungen vorgeben, Pläne verwirklichen und Themen setzen. Wir sollten weiterhin fragen, warum wir dies oder jenes als Emotionale Arbeit empfinden und - gemeinsam - die Voraussetzungen für erfüllte und lebendige Beziehungen schaffen, in denen sich zwei Subjekte auf Augenhöhe begegnen.

Miriam Bähr
KV Bremen



Hilfe, meine Beziehungen sind verdinglicht

Viele Menschen fühlen sich von den gesellschaftlichen Entwicklungen überrannt und so, als könnten sie gar nichts dagegen tun. So scheint beispielsweise der Klimawandel allem Aktivismus zum Trotz unaufhaltsam: weil Kohle und Erdöl so billig sind, hat jedes Land und jedes Unternehmen einen Nachteil, wenn es selbst darauf verzichtet, aber die anderen nicht. Die Rente scheint perspektivisch ohnehin verloren, denn wer soll die finanzieren? Und Privatsphäre in der digitalen Welt wird wohl weitgehend eine Illusion bleiben, solange man mit personalisierter Werbung so viel Geld verdienen kann. Armut und Arbeitslosigkeit sind in dieser Gesellschaft auch nicht zu vermeiden und der Faschismus verschwindet auch nie wirklich. Kurz: es scheint, als hätte diese Gesellschaft ein Eigenleben,

dem weder Politik, Gewerkschaften noch irgendjemand anderes etwas entgegensetzen können. Was bleibt da anderes übrig, als wie ein Surfer auf der Welle der ohnehin stattfindenden gesellschaftlichen Entwicklungen zu reiten, anstatt sich gegen das aufzulehnen, was scheinbar so oder so kommen wird?

Anders als viele Linke glauben ist dieses 'Eigenleben' der Gesellschaft nicht nur ein Gefühl, sondern wirklich da. Und das ist verrückt und erklärungsbedürftig. Schließlich ist Gott ja tot - wer außer den Menschen sollte die Gesellschaft denn prägen? Natürlich niemand, es sind schon die Menschen, die über die Gesellschaft und ihre Entwicklung entscheiden. Und dennoch muss es jedem Menschen, auch den Reichen und Mächtigen, so vorkommen, als hätten sie keinen wirklichen Einfluss auf den Lauf der Dinge: Die Unternehmer*innen können nur so handeln,

dass sie auf dem Markt überleben, und die Politiker*innen sind vom ominösen 'Willen des Volkes', von ihren Parteien, Umfragewerten und Journalist*innen abhängig.

Was hat das mit 'Beziehungsweisen' zu tun?

Auf größerer Ebene sind 'Beziehungsweisen' und 'Gesellschaft' nur verschiedene Worte für die gleiche Sache: „Die Gesellschaft besteht nicht aus Individuen, sondern drückt die Summe der Beziehungen, Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinander stehen“ (Marx). Die Gesellschaft zu verstehen heißt also zu verstehen, wie sich die Menschen in ihr aufeinander beziehen.

Beim Wort 'Beziehungen' denken wir zunächst an Liebesbeziehungen, Freundschaften, WG oder Familie – eben an den zwischenmenschlichen Bereich. Aber wir alle stehen auch zu Menschen in Beziehungen, die wir gar nicht kennen. Wir kaufen Produkte, die andere Leute herstellen, und arbeiten (jetzt oder in Zukunft) an Produkten oder bieten Dienstleistungen an, die die anderen Leute dann konsumieren. Auf die eine oder andere Art sind wir so mit fast allen Leuten auf der Welt irgendwie verbunden. Dass es sich trotzdem nicht so anfühlt, als hätte man Beziehungen zu allen anderen Menschen, hat den gleichen Grund, wie der Eindruck, man könne an dieser Gesellschaft nichts wirklich ändern - und wie die Tatsache, dass Sozialwissenschaftler*innen immer nur über Staatsformen, Institutionen und 'die Märkte' oder andere scheinbar 'objektive' Dinge reden, wenn sie über die Gesellschaft sprechen.

Beziehungsstatus: sachlich

Unsere Beziehungen zu den anderen Menschen sind nicht wirklich "zwischenmenschlich" – wir beziehen uns auf sie eben nicht als Menschen, sondern als Warenbesitzer*innen und Rechtsobjekte. Marx formulierte das so: „Die Waren können nicht selbst zu Märkte gehen und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehen, den Warenbesitzern. [...] Die Personen existieren hier füreinander nur als Repräsentanten von Ware und

daher als Warenbesitzer.“ Dass ein Ding einen Wert hat, erscheint als Eigenschaft des Dings: Eine Packung Milch hat scheinbar die Eigenschaft, dass sie 1,50 Euro kostet. In Wirklichkeit sind Wert und Preis aber keine Eigenschaft eines Dings, sondern drücken die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Milchproduzent*innen und allen anderen Gesellschaftsmitgliedern aus. Diese beziehen sich so aufeinander, dass das Produkt des Einen einen Preis A und das Produkt der Anderen einen Preis B hat. Wiederum mit den Worten von Marx formuliert: „Es [das Wertverhältnis der Arbeitsprodukte] ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.“

Die Analyse der Warenform bei Marx soll gerade zeigen, dass Wert, Preis und so weiter nur scheinbar objektive Formen sind. In Wahrheit sind es gesellschaftliche, also zwischenmenschliche und subjektive Beziehungen: „Den letzteren [den Produzenten] erscheinen daher die gesellschaftlichen Beziehungen ihrer Privatarbeiten als das, was sie sind, d.h. nicht als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse der Personen in ihren Arbeiten selbst, sondern vielmehr als sachliche Verhältnisse der Personen und gesellschaftliche Verhältnisse der Sachen.“

Scheinbar beziehen sich auf dem Markt Dinge aufeinander (x Ware A mal x ist so viel wert wie y Ware B mal y), während in Wirklichkeit die Produzent*innen von Ware A und Ware B sich aufeinander beziehen. Die historische Entwicklung der warenproduzierenden Gesellschaft hat jede*n von uns in ein Verhältnis zu allen anderen Warenproduzent*innen gesetzt: Vermittelt über das Geld stehen wir in einem ökonomischen Verhältnis zu allen anderen Personen.

Beziehungsstatus: rechtlich

Der gleiche Gedanke lässt sich auch in Bezug auf Staat und Recht entwickeln. Denn es ist dasselbe gesellschaftliche Verhältnis, das sich nach einer Seite hin als (ökonomischer) Wert darstellt, nach der anderen hingegen als Rechtsverhältnis. Wir haben allen anderen Bürgern gegenüber Rechte und Pflichten. Aber auch diese Beziehung erscheint nicht als unmittelbar persönliche. Genauso wie wir uns nur über das

Geld ökonomisch auf alle anderen Personen beziehen, beziehen wir uns nur über den Staat rechtlich auf sie. Unsere Beziehungen nehmen gewissermaßen einen Umweg über Staat und Recht. Denn wir alle sind dem Gesetz unterworfen. Dass wir eine Person beispielsweise nicht verletzen dürfen, folgt nicht unmittelbar aus einer Übereinkunft zwischen uns, sondern aus der gesetzlichen Regelung. Der Wunsch nach körperlicher Unversehrtheit zum Beispiel, wird nicht unmittelbar eingefordert und durchgesetzt, sondern vermittelt über den Staat: Wenn du mich schlägst, kann ich zu Gericht gehen und Unterlassung und Schadensersatz erzwingen.

Gegen die Verdinglichung

Was Marx also „sachliche Verhältnisse der Personen“ nennt, ist die verdinglichte Beziehungsweise zwischen den Gesellschaftsmitgliedern. Sie beziehen sich aufeinander nicht unmittelbar und nicht als Menschen, sondern nur vermittelt über Staat und Geld. Beides abzuschaffen, hieße also, diese Beziehungsweise durch eine andere zu ersetzen, in der die Menschen sich aufeinander als Menschen beziehen.

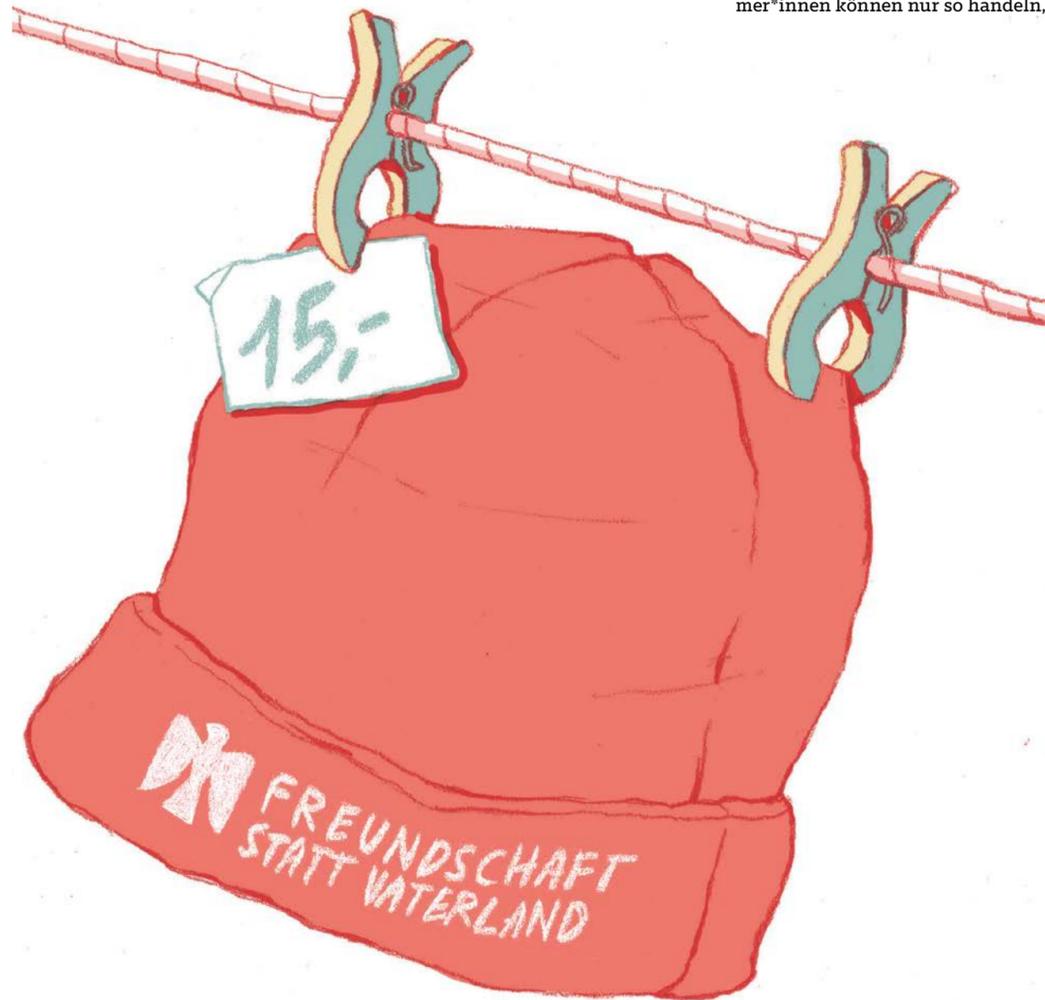
Dann würde auch das Phänomen verschwinden, dass die Gesellschaft ein vom Willen ihrer Mitglieder unabhängiges Eigenleben entwickelt. Weil es dann nicht mehr so wäre, würde es sich auch nicht mehr so anfühlen, als wäre jede*r Einzelne den gesellschaftlichen Entwicklungen wie Naturgesetzen ausgeliefert.

Dass wir uns als Genoss*innen aufeinander beziehen, uns gegenseitig unterstützen, auch wenn wir uns persönlich gar nicht wirklich kennen, offen miteinander umgehen können und so weiter, ist ein Beispiel für eine solche andere, unmittelbar menschliche Beziehungsweise. Und ich glaube nicht, dass das eine Selbstverständlichkeit ist - auch nicht in linken Organisationen. Offensichtlich dürfte das bei den früheren kommunistischen Parteien sein, in denen gegenüber der Spitze absolute Disziplin und Unterordnung gefordert wurde. Was sinnvoll sein mag, wenn man die Macht im Staat übernehmen will, aber garantiert nicht dabei hilft, eine neue Gesellschaft im Sinne einer neuen und wirklich anderen Beziehungsweise zwischen ihren Mitgliedern zu schaffen. Aber auch bei heutigen linken Organisationen kommt es

mir nicht selbstverständlich vor. Wo es vor allem um die eigene Coolness in der linken Szene geht, entsteht genauso ein Verhältnis der Konkurrenz untereinander wie in der Gesellschaft, die man ja eigentlich verändern will. Wo es aber umgekehrt nur um den praktischen Erfolg des Politikmachens geht, beispielsweise darum, eine Gesetzesänderung durchzusetzen, reduzieren sich die Organisationsmitglieder genauso wie im Kapitalismus auf ihre politische Arbeitskraft und Nützlichkeit für dieses Ziel. Das ist also gerade auch kein Bezug auf die anderen als individuelle Menschen. Genauso wenig kann unser Verhältnis zueinander aber das eines bloßen Freundeskreises sein. Denn dann würden wir einen Teil unserer Persönlichkeiten von unseren Beziehungen abspalten: den als tätiges, als arbeitendes und die Umwelt veränderndes Wesen.

Aber auch bei uns Falken ist natürlich nicht alles perfekt. Auch bei uns gibt es Gruppendynamiken, die dazu führen, dass manche führen wollen und andere bloß ausführen oder dass sich Strukturen verhärten und kaum noch veränderbar erscheinen, weil man es ja schon immer so macht. Und selbst, wenn man diese Probleme beiseite lässt: Ob unser (idealisierendes) Verhältnis als Falken-Genoss*innen wirklich ein Vorbild für die befreite Gesellschaft sein kann, weiß ich nicht. Schließlich entsteht unsere Verbindung zueinander ja auch aus der Ablehnung dieser Gesellschaft. Fällt dieses Band weg, müsste etwas anderes gefunden werden, das an seine Stelle tritt. Aber für den Moment scheint es mir genauso ein Schritt in die richtige Richtung zu sein und genauso viel zu bringen, wie beispielsweise ein Lesekreis oder eine politische Aktion. In diesem Sinne: Freundschaft!

Jan,
LV Thüringen



Impressum

AJ –
Die Arbeiter*innenjugend
3 – 2021

Herausgeberin:
Sozialistische Jugend
Deutschlands - Die Falken
Bundesvorstand
Luise & Karl Kautsky Haus
Saarstraße 14, 12161 Berlin
Tel. (030)261030-0
aj-redaktion@wir-falken.de
www.wir-falken.de

V.i.S.d.P.: Loreen Schreck

Redaktion: Miriam
Bähr, Miriam Bömer,
Steffen Göths, Mona
Schäfer, Jan Schneider

Weitere Texte von:
Leonie, Konstantin
Nowotny, Mathias
Beschorner, Jennifer
Stevens

Fotos und Grafiken:
Lorenz Bohlmann (S. 1, 13),
Lena Schliemann (S. 2, 3,
8, 10), Mona Schäfer (S. 4,
5, 6), Wolfgang Sterneck
flickr (S. 12, 13), Austrian
National Library (S. 14),
Jana Hermann (S. 15)

Layout: Lena Schliemann

Druck: BVZ Berliner
Zeitungsdruck GmbH



Gefördert aus Mitteln des
Kinder- und Jugendplans
des Bundes.



Polyamorie – (k)ein Emanzipationsversprechen?

Vor allem in linken Kreisen ist der Begriff „Polyamorie“ kein neuer mehr. „Poly sein“ oder eine polyamore Beziehung zu führen ist vielleicht noch nicht „normal“ in dem Sinne, dass man dieses Beziehungskonzept überall antrifft und es gesamtgesellschaftlich vollends akzeptiert ist. Aber die Idee, romantische Beziehungen nicht mehr nur auf einen Partner oder eine Partnerin zu beschränken, taucht immer öfter auf – im realen Leben, auf Datingplattformen, im Feuilleton von großen Zeitungen und auch im sozialwissenschaftlichen Diskurs. Dabei sorgt das Konzept nicht selten für Verwirrungen: Ist „poly sein“ etwas, womit man geboren wird? Oder etwas, das man lernt? Wir, die

drei Autor*innen, haben uns alle während unseres Studiums mit dem Thema Polyamorie beschäftigt. Dabei haben uns überwiegend folgende Fragen interessiert: Was ist Polyamorie überhaupt? Und: Warum scheint dieses Thema zunehmend gefragt zu sein? Dabei trieb uns vor allem die Frage um, wie die polyamore Beziehungsform unter den gesellschaftlichen Bedingungen des Kapitalismus, in denen sie gelebt werden soll, interpretiert werden kann und welche psychodynamischen Voraussetzungen und Konsequenzen damit einhergehen. Die bisherigen soziologischen Antworten darauf sind alles andere als eindeutig: Eva Illouz, Volkmar Sigusch, Niklas Luhmann, Hartmut Rosa oder Ulrich Bröckling haben sich auf unterschiedliche Arten und Weisen mit dem Wandel der Beziehungsformen unter kapitalistischen Bedingungen beschäftigt. Dabei kam auch immer die Frage auf, was eigentlich eine „natürliche“ Form der Beziehung bedeuten würde.

Eine schwierige Beziehung: Liebe im Kapitalismus

Friedrich Engels hatte bereits 1884 eine klare Antwort: In Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats stellte er unter anderem die These auf, dass die monogame Zweierbeziehung – also die dominante Beziehungsform in der westlichen Welt – keineswegs „natürlich“ ist, sondern vielmehr historisch gewachsen. Er war der Ansicht, die klassische monogame Zweierbeziehung habe sich deswegen durchgesetzt, weil sie die optimale Ausnutzung der Arbeitskraft des Mannes gewährleistet (Mann arbeitet, Frau kümmert sich um die Sorgearbeit) und gleichzeitig das lineare Vererben des pro Familie angehäuften Eigentums sicherstellt. Was aber ist von Engels' These noch übrig? Blickt man auf die heutige kapitalistische Gesellschaft, lässt sich zweifelsfrei feststellen: Es steht schlecht um die monogame Beziehung auf Lebenszeit. Überall wo Kapitalismus und Industriegesellschaft auf Hochtouren laufen, wo die Großstädte wachsen und die Märkte florieren, werden die Ehen kürzer und Scheidungen häufiger, die Kinder seltener und auch die vorehelichen Beziehungen deutlich wechselhafter. Die Geburtenrate

sinkt in der westlichen Welt seit Jahrzehnten unter das Reproduktionslevel, sowohl in Europa als auch in den USA. Das heißt: Obwohl unter anderem Dating-Apps zumindest theoretisch einen so einfachen wie schnellen Zugriff auf potentiellen Partner*innen wie noch nie ermöglichen, sind mehr Menschen länger allein als noch zu vormodernen Zeiten. Das ist nicht immer gewollt und hat Folgen: Eva Illouz schreibt: Die Idee, dass es nur eine*n perfekte*n Partner*in auf der Welt gibt, die*den man nur suchen muss – wie der Topf und der Deckel – erzeugt einen enormen Druck bei denjenigen, die suchen und nicht finden. Und sie erzeugt enormen Schmerz bei denjenigen, die dachten, dass sie diese Liebe, diese*n eine*n Partner*in gefunden haben – und sich dann doch aus verschiedensten Gründen trennen. Sie erzeugt auch ganz andere Formen von Druck – etwa die Idee, einem rigiden Schönheitsideal Folge leisten zu müssen, um auf dem „Partnermarkt“ ein attraktives Angebot zu darzustellen. Und wer lange allein ist, scheint sowieso die*der Verlierer*in dieses „Wettbewerbs“ zu sein. Da liegt es nahe, dass viele Menschen ihre Beziehungen anders führen wollen. In Deutschland gibt es nicht nur einen angeregten (und häufig linken) Diskurs dazu, es hat sich auch eine breite Poly-Szene herausgebildet, die sich über regelmäßige Treffen, Stammtische und Nischenliteratur organisiert. Der Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch prognostiziert, dass sich diese Beziehungsform durchsetzen werde, begrüßt diese Entwicklung und sieht darin ein emanzipatorisches Potenzial. Illouz hingegen betrachtet diese als Ausdruck der Schnellebigkeit im Zwischenmenschlichen und sieht darin eine „unternehmerische Strategie“ der Selbstoptimierung sowie der Vermarktung des eigenen Ich. Stellvertretend lässt sie in Warum Liebe weh tut (2011) einen Mann zu Wort kommen, der betont, es zu genießen, dass Frauen und Männer sich in derartigen Kontexten gegenseitig „anhäufen“. Ob nun Sigusch oder Illouz richtig liegen, ist gar nicht so leicht zu beantworten. Der Diskurs zur Polyamorie findet jedoch nicht mehr ausschließlich in der Neuen Linken statt, sondern hat bereits das bürgerliche Feuilleton und die Kulturindustrie erreicht. Auch



Bild: Wolfgang Sterneck (flickr)

in zeitgenössischen Serien und Filmen sieht man, so scheint es, immer häufiger Paare in offenen oder polyamorösen Beziehungen, von House of Cards bis GZSZ.

Von Poly-Bibeln und Poly-Mackern

Aber was ist das überhaupt, Polyamorie? Zwar gibt es viele verschiedene Formen von nicht-monogamen „regulierten“ Beziehungen, die alle unter diesem Begriff zusammengefasst werden, dennoch existiert eine Art Grundkonsens darüber, was Polyamorie ist, und, vor allem, was sie definitiv nicht ist. Eine häufige Definition: Polyamorie ist eine romantisch gelebte Beziehung zwischen mehr als zwei Partner*innen. Das ist ein großer Unterschied zur offenen Beziehung, bei der eben meist nur die „eigentliche“ Beziehung romantisch gelebt wird und sich der Rest auf relativ spontane und schnelle Sexualkontakte beschränkt, die emotional nicht zu sehr in die Tiefe gehen. Bei der Polyamorie wird in der Regel die Gleichberechtigung der Partner*innen untereinander betont. Alle sollen jederzeit über die Beziehungen der anderen Bescheid wissen und sich damit wohlfühlen. Damit verlangt diese Beziehungsform eine große Kommunikationsbereitschaft und -fähigkeit von den Beteiligten. Und sie verlangt von ihnen auch, dass sie Gefühle wie Eifersucht, Neid oder Missgunst selbstreflexiv „bearbeiten“. Als Beispiele für diese Definitionen lassen sich z.B. das Buch The Ethical Slut von Dossie Easton und Janet W. Hardy (1997, oft auch als „Poly-Bibel“ bezeichnet) oder das Lob der offenen Beziehung von Oliver Schott (2010) heranziehen. Darüber hinaus erschien jüngst auch ein Sammelband – Polyfantastisch? Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis (2020) – der diese Definition weiter ausführt. Warum gibt es daran aber etwas zu kritisieren? Ist es nicht fortschrittlich, wenn Menschen sich dazu entscheiden, aus dem engen Korsett der Zweierbeziehung, mit ihrem Anspruch auf „Eigentum“ an einem anderen Partner*in, auszuweichen? Kritisch betrachten wir vor allem das, was hier kurz schon angeklungen ist: Polyamore Beziehungen versprechen ein Mehr an Freiheit – aber verlangen es auch. Und sie verlangen von den Beteiligten viel „Gefühlsarbeit“. Mal ganz davon abgesehen, dass es auch Menschen (vor allem Männer) gibt, die von sich lediglich behaupten, eine gefühlsmäßig gleichberechtigte Beziehung zu führen, dann aber ihre Partner*innen emotional

erpressen: „Du darfst nicht eifersüchtig sein, das ist kapitalistisches Eigentums-Denken!“ Hier schlägt die scheinbar so offene Beziehungsform in einen Ausdruck patriarchaler Macht um, was mittlerweile teils scherzhaft, teils ernst mit dem Begriff „Poly-Macker“ umschrieben wird. Solche Sätze haben nichts mit dem Anspruch zu tun, gleichberechtigt zu kommunizieren und sie zu erkennen, dass nicht jeder Mensch seine Gefühle einfach beherrschen kann. Die Idee dahinter ist, dass man Gefühle wie Eifersucht und Neid durchaus „verlernen“ kann. „Poly“ sind manche Menschen also nicht einfach so. Doch können und wollen sie das überhaupt? Haben wir es hier nicht mit einer Vorstellung zu tun, die den Menschen als rein rationales und kontrollierendes Wesen begreift, dessen Bedürfnisse und Wünsche ihm unmittelbar bewusst und zugänglich sind? Was bedeutet dies für die Vorstellung von Liebe und – vor allem – für das eigene Verhältnis zum Bedürfnis nach Geborgenheit und Nähe? So kann sich ein Widerspruch zwischen dem gesellschaftlichen Trend der offenen, flexiblen Beziehungsgestaltung, der als Norm verinnerlicht wird, und innerer Bedürfnisse nach Bezogenheit geltend machen. Dieser Widerspruch ließe sich nur scheinhaft durch die Verdrängung und Abspaltung von emotionalen Anteilen auflösen. Zwar wird der Anspruch einer gefühlsmäßigen Verbundenheit zwischen den Individuen in der Literatur hochgehalten und durchaus analog zur romantischen Zweierbeziehung eine emotionale Verbundenheit betont, die sich gegen die Logik der Austauschbarkeit richtet. Es stellt sich jedoch die Frage, ob dieser Anspruch unter den gegenwärtigen Verhältnissen tatsächlich so leicht einzuhalten ist, da diese Gesellschaft doch maßgeblich auf den Prinzipien der Härte, Konkurrenz und Obsoleszenz ihrer Subjekte beruht. Zudem ist es äußerst schwierig Mehrfachbeziehungen zu führen, da ein Tag nun einmal nur 24 Stunden und die Woche sieben Tage hat und Zeit eben immer auch ein gewichtiger Faktor für gelungene Beziehungen darstellt – vom Zwang zur 40-Stunden-Arbeitswoche, die ohnehin kaum Zeit für Intimität und Kommunikation mit einer*em Partner*in bereithält, ganz zu schweigen.

Wir fragen uns also: Ist die Polyamorie tatsächlich eine Lösung für all die Probleme, die in Zweierbeziehungen entstehen – zum Beispiel dafür, dass viele Menschen

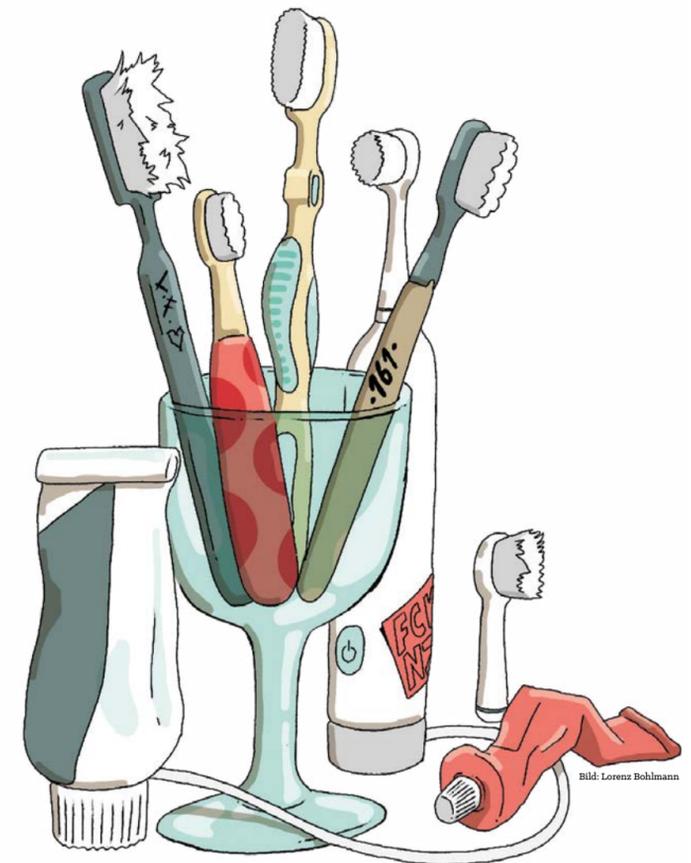


Bild: Lorenz Bohmann

sich nach sexueller Abwechslung sehnen, dieser aber nicht oder nur im geheimen Nachgehen. Oder ist sie vielmehr eine neue Art des gleichen Problems, nämlich eine Ausdehnung des Privateigentums an einem anderen Menschen auf mehrere Menschen und zudem die Zumutung der Gefühlsarbeit an sich und am anderen, die erschöpfend und verletzend sein kann. Vielleicht sollte man versuchen sich davon zu verabschieden, diese Frage eindeutig und klar beantworten zu wollen und Polyamorie stattdessen selbst als höchst ambivalent begreifen. Das jedoch selbst vor Augen zu haben, könnte dabei helfen, sich zu entscheiden, wie man seine eigenen zwischenmenschlichen Bedürfnisse und Beziehungen denn konkret und verantwortungsbewusst gestalten, erleben und führen möchte – gleich ob nun monogam, offen oder polyamor.

Von Konstantin Nowotny,
Mathias Beschorner
und Jennifer Stevens

Konstantin Nowotny hat Soziologie studiert und arbeitet als freier Journalist und Redakteur für die Wochenzeitung „der Freitag“.

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er referiert zu den Themen Postwachstumsideologie und Liebe.

Jennifer Stevens studierte Philosophie, Erziehungswissenschaften, Soziologie und Gesellschaftstheorie. Derzeit ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Graduiertenkolleg „Modell Romantik“ und arbeitet zum Verhältnis von Apokalypstik und Romantik.

Rezension "Beziehungsweise Revolution"

¹ siehe dazu den Artikel „Verdinglichte Beziehungsweisen“

Der Titel ist schon einmal vielversprechend: Beziehungsweise Revolution – 1917, 1968 und folgende. Wer kennt nicht die romantische Träumerei: Man ist Revolutionär*in, der*die Partner*in auch und im Tumult der revolutionären Unruhen weiß man um die gegenseitige Verbundenheit, wirft sich inmitten der Menge kurze intime Blicke zu und für einen Moment hört man das Getöse um sich herum nicht mehr – und nur einen Augenblick später schwillt es wieder an und man wird wieder Teil der revolutionären Menge.

Kurz gesagt: wer etwas in diese Richtung erwartet, wird enttäuscht werden. Das Buch ist viel trockener und eher Uni als Unruhe: „Beziehungsweise. Es geht darum, sich auf die Beziehung selbst zu beziehen, sie nicht als Effekt, als Funktion des Bezogenen misszuverstehen. Zwar gibt es keine Relation ohne Relata, aber es gibt auch keine Relata, die außerhalb von Relationen existieren können (vgl. Schäffer 2014).“ Vielleicht ist das Buch daher bei Lesekreisen so beliebt.

In drei großen Kapiteln geht es zunächst um die Russische Revolution von 1917 und dann um die gesellschaftlichen Umwälzungen von 1968, um schließlich zu fragen: Was war gut an ersterem und was an letzterem und wie bekommen wir beides gleichzeitig hin?

zu finden, in dem der Widerspruch versteckt wird. Beispielsweise ist eine große und wiederkehrende Frage des Buches: Wenn die befreite Gesellschaft als idealer Endzustand konzipiert ist, die Menschen aber unvollkommen sind, wie passt dann beides zusammen? Müssen sich die Menschen dann der idealen Gesellschaft anpassen? Kämpfen die Revolutionär*innen also für eine Gesellschaft, in der sie sich am Ende gar nicht wohlfühlen würden? Oder hat sich die Utopie umgekehrt den real-existierenden Menschen anzupassen und nach ihren Bedürfnissen konzipiert zu sein, obwohl diese unvollkommen sind und die Utopie damit ebenfalls nicht mehr perfekt wäre? Was wäre sie dann mehr als eine größere Reform?

Tja, da kommt man eigentlich einfach nicht weiter, das Sakrale und das Profane schließen sich nun einmal aus. Da müsste man sich doch eigentlich die Frage stellen, ob man nicht vielleicht einen falschen Begriff von Revolution hat (vielleicht ist sie nicht der perfekte Endzustand, sondern nur der Name dafür, die Gesellschaft zu einer zu machen, in der Menschen sich als Menschen aufeinander beziehen¹). Oder man geht den Weg der Autorin und versucht einen Kompromiss zu finden: „Vielleicht muss die Utopie in einem bestimmten Sinn konservativ werden. Vielleicht muss das Begehren, alles anders werden zu lassen, an etwas festhalten, das

gefangen sind. Sie sind daher „vor allem hinsichtlich ihrer Überwindung interessant“. Sie vergleicht die geschlechtlichen Normen, die in den Revolutionen von 1917 und 1968 vorherrschend waren und stellt sie gegenüber. 1917 war geprägt von „universeller Maskulinisierung“, also von dem Gedanken, dass Männlichkeit fortschrittlich ist, die richtigen Werte Härte, Disziplin, Arbeitsmoral und Gleichheit sind und jeder Mensch in diesem Sinne männlich werden kann und soll. 1968 steht hingegen für Individualität, Konsumorientierung, Privatheit und Differenz. Bini Adamczak nennt das „differentielle Feminisierung“. Materialistisch im besten Sinne ist ihre Erkenntnis, dass dieser Wertewandel nicht einfach eine Verbesserung ist, sondern uns nur deswegen selbstverständlich vorkommt, weil sich mit der Zeit auch der Kapitalismus gewandelt hat und damit die Anforderungen, die er stellt. Waren Verzicht, harte Arbeit und Disziplin früher einmal notwendig, wären sie für den heutigen Kapitalismus katastrophal. Ohne Konsum, self care und die Ideologie, einzigartig zu sein, würden ganze Märkte zusammenbrechen. Zum Zweiten ist das Buch gespickt mit historischem Wissen und spannenden Anekdoten – wie der, dass nach der Oktoberrevolution die Taufe durch die „Oktobrierung“ ersetzt wurde und viele neue Namen entstanden wie Melor (Marx Engels Lenin Oktoberrevolution), Molot (Hammer), Serpina (Sichel), Parischkommuna, Barrikada oder Diktatura. Zudem finden sich auch viele (zumindest mir) wirklich neue Überlegungen zur Revolution. Beispielsweise sieht Bini Adamczak die Revolution nicht als Akt einer einheitlichen Masse, die alle dasselbe wollen und denken. Vielmehr sagen zwar alle das gleiche, nämlich „Revolution“, meinen damit aber ganz verschiedene Dinge (nämlich das, was für sie die wichtigsten Dinge sind, die sich unbedingt ändern müssen) – und denken trotzdem, sie würden das gleiche meinen. Anhand dieses Gedankens lässt sich Lenin treffend kritisieren: er versuchte, der Revolution einen einheitlichen Willen aufzudrücken. Das ging nicht nur ohne Gewalt, sondern damit tilgte er das Revolutionäre an der Revolution.

Fazit: Kann man schon lassen beziehungsweise lesen.

Jan Melor,
LV Thüringen



Bild: Austrian National Library

Insgesamt ist das Buch geprägt von Dilemmata und unlösbaren Problemstellungen, wie man sie vielleicht aus dem Ethik-Unterricht kennt: Man hat zwei Optionen, von denen beide Vor- und Nachteile haben, die sich aber gegenseitig ausschließen. Das nimmt man dann aber eher nicht zum Anlass, sich zu fragen, was der Grund dafür ist, dass sich beides ausschließt, sondern das Problem hin- und herzuwälzen und am Ende einen Formelkompromiss

nicht verändert werden soll.“ Das ist doch ein guter Kompromiss – was man ja bekanntlich daran erkennt, dass mit ihm alle unzufrieden sind. Das soll aber nicht heißen, dass das Buch insgesamt schlecht wäre. Zum einen sind viele Überlegungen zum „Geschlecht der Revolution“ spannend. Der Autorin gelten die Geschlechter als von der Gesellschaft hervorgebracht und mehr noch: als schmerzhaft Grenzen, innerhalb derer die Menschen



Bild: Jana Hermann

Rosa und Karl 2022: Endlich wieder gemeinsam in Werftpfuhl

Jetzt anmelden zum Rosa & Karl vom 07.-09. Januar 2022 im Kurt-Löwenstein-Haus

Das Rosa & Karl ist eine dieser Veranstaltungen, die gerne besucht werden: Interessante Workshops, Arbeiter*innenlieder singen und diskutieren bis in die Nacht. Umso besser, dass wir uns aller Wahrscheinlichkeit nach im nächsten Jahr wieder in Präsenz im altherwürdigen Kurt-Löwenstein-Haus im Herzen Brandenburgs treffen können. Endlich wieder stickiger Seminarzimmerduft statt stickiger WG-Zimmer-Duft, endlich wieder die Genoss*innen aus den anderen Gliederungen treffen, endlich wieder fünf Minuten zu spät zum Workshop kommen, weil man verschlafen hat und nicht wegen eines nervigen Windows-Updates. Und: Die neue Halle im KLH will gebührend eingeweiht werden. Auch wenn wir hoffen, dass ihr gedanklich schon den Bulli gepackt und eure Genoss*innen zum Mitkommen animiert habt, möchten wir hier schon einmal die Werbetrommel rühren und erste Workshops ankündigen. Neben allem Spaß gilt es doch nach Corona und der Bundestagswahl noch einmal mehr, sprachfähig zu werden, neue Argumente und Positionen zu erarbeiten und sich inhaltlich auszutauschen. Stand heute (26.09.2021) ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Schulden aus der Corona-Krise von der neuen Bundesregierung durch mehr oder weniger massiven Sozialabbau getilgt werden. Umso wichtiger ist es, wieder aus der Vereinzelung ins Kollektiv zu kommen, sich gemeinsam zur (re-)organisieren und zu bilden. Das

Rosa & Karl bietet dazu die vielleicht beste Möglichkeit im Jahr.

Bildet Bildung Banden?

Im Jahr 2022 dreht sich alles ums Thema Bildung: Wir alle waren in der Schule, wir organisieren uns in einem Verband, der auch ein Bildungsverband ist, Bildungsarbeit macht oder Bildungsreferent*innen beschäftigt. Wir wollen mit euch über den Zustand von Schule, Ausbildung und Studium und sozialistische Perspektiven auf den Bildungsbegriff diskutieren und uns mit euch darüber austauschen, ob Schul- oder Bildungstreiks etwas bewirken können oder welchen Bildungsbegriff wir als Falken eigentlich haben. Abends wollen wir neben Musik und kühlen Getränken den Film „Berlin Rebel High School“ schauen und mit den Filmemacher*innen ins Gespräch kommen (angefragt). Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit dem Leben, Wirken und den Schriften den namensgebenden Kommunist*innen sind schon lange ein selbstverständlicher Bestandteil des Workshopangebots. Gemeinsam wollen wir der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts durch Soldaten eines antikomunistischen Freikorps gedenken. Rosa und Karl stehen für Ideale und Ziele, die auch uns als Verband prägen – die Novemberrevolution 1918/1919, an der der Spartakusbund maßgeblich beteiligt waren, für eine greifbare Chance zur Errichtung einer gerechteren Gesellschaft.

Und jetzt: Anmelden!

Wir können leider noch nicht absehen, wie die Hygienemaßnahmen aussehen müssen und ob wir wirklich wieder mit so vielen Menschen wie sonst zusammen kommen können. Entsprechend bitten wir euch um baldmögliche Anmeldung bei euren Gliederungen vor Ort, die Kontingente beim Bundesverband buchen. Wenn deine Gliederung nicht am Rosa & Karl teilnehmen kann oder Du aus anderen Gründen alleine fahren musst, melde dich gerne im Bundesbüro und wir versuchen, dir eine gemeinsame Anreise mit z.B. einer Nachbargliederung zu organisieren. Wir freuen uns über alle Genoss*innen, die das Rosa & Karl wieder aus dem Corona-Schlaf wachrütteln!

Mona Schäfer,
SV Mainz/Bundes-SJ-Ring

Rosa & Karl

07.-09.01.2022
KLH (bei Berlin)
Anmeldung:
Über deine Gliederung

Und sonst so? Termine zum Vormerken

11.-13.02.2022
Einstiegsseminar zum digitalen
Lesekreis mit dem Schwerpunkt
„Klasse“
April-Juli 2022
Frauentheorieseminar
26.-29. Mai 2022
Antifa-Gedenkcamp

Aus welcher Organisation kommt dein*e ideale Partner*in?

Eine vernünftige Heiratspolitik ist wichtig für die Zukunft unserer politischen Organisation. In welcher Gruppe solltest du dein Herzblatt suchen? Mach den Test!

1. Was darf bei keinem deiner Outfits fehlen?

Irgendwas von Adidas oder New Balance ◆

Hauptsache was wetterfestes ●

Rotes Halstuch, wenn alles Blaue in der Wäsche ist ○

Schiebermütze ★

Das selbstgebatikte Top †

3. Wie verbringst du dein Wochenende?

8 Uhr ist Vorstandssitzung, danach Best-of-Wehner-Videos mit den Genoss*innen. ★

Ins Auto setzen, Nazidemo verhindern. Warum organisiert der DGB eigentlich keinen Bus? ◆

Lotta hat 'ne neue Slackline und das Bio-Limo-Startup von Emmas Bruder braucht noch Unterstützung bei der Promo. †

Geranien pflanzen und dann ein Bierchen in der Laube zischen. ●

In einem Selbstversorgerhaus in der Pampa ○

5. Wie sieht deine Zukunftsplanung aus?

Erstmal nach Leipzig oder Berlin ziehen. ◆

Welche Zukunft??? †

Zwei Kinder, Reihenhaushaus, Gewerkschaftsjob. ★

Wenn der alte Müller endlich stirbt, bekomme ich seine Parzelle! ●

Platzwart wäre schon ein gutes Hobby. ○

2. Mit wem hast du Stress?

Irgendwie kann ich mit allen Linken ganz gut. ○

Niemanden?! Ich trete höchstens mal gegen einen Kohlebagger. †

Nazis natürlich. ◆

Können wir nicht eine Podiumsdiskussion machen? ★

Manchmal klaue ich dem Nachbarn die Deutschlandfahne. ●

4. Wie flirtest du?

Ich erkläre ihr*ihm, wie man auch im Zelt bequem schlafen kann ○

Für meine*n Angebetete*n gibt es einen Präsentkorb mit der Tomatensauce aus selbst angebauten Tomaten. ●

Wir treffen uns mit einem Kasten Sterni an der Bushaltestelle. ◆

Ich hoffe, dass mein cooles Demoschild seine*ihre Aufmerksamkeit erregt. †

Ich überrede sie*ihn zur Doppelspitze. ★

Auflösung:

Überwiegend ◆

Du und dein*e Partner*in organisiert irgendwann mal was richtig großes in Jamel. Die Dorfantifa bleibt stabil!

Überwiegend ●

Du findest dein Herzblatt bei der Schreiberjugend - das zeugt von stabilem Klassenbewusstsein. Die Revolution beginnt schließlich auch in der kleinsten (Par) Zelle!

Überwiegend †

Eure Blicke kreuzen sich beim Yoga vor der FFF-Demo, gemeinsam reduziert ihr euren ökologischen Fußabdruck und werdet alt auf La Gomera, bevor es überflutet wird.

Überwiegend ★

Im Alter erinnert ihr euch gemeinsam an die Zeit bei den Jusos, als ihr noch "diese jungen Leute" wart, seht euch nach an einem neuen Willy Brandt und freut euch trotz alledem auf den Treff im OV bei Bier und Stullen.

Überwiegend ○

Klingt so, als würdest du deine große Liebe bei Falken treffen - wenn ihr euch nicht über die richtige Abbau-Technik von Zelten oder wie man Rote Falken richtig abkürzt zerstreitet.